

## **Herr, gib uns zu trinken: Guter Geist ist trocken!**

Kontraste der Theologie zwischen  
Frankenlied und Systemtheorie

Joseph Victor von Scheffel dichtete im 19. Jahrhundert gut singbare Lieder, Niklas Luhmann schrieb im 20. Jahrhundert unlesbare Bücher. Nicht nur wegen der paar Jahrzehnte könnte der Unterschied zwischen dem romantischen Wanderfreund und dem trockenen Schreibtischdenker kaum größer sein. Diese gespannte Ausgangslage scheint nun allerdings hervorragend geeignet, die launigen Zeilen des Frankenliedes einmal mit liebevoller Diskurs-Distanz zu beleuchten. Dass dem ein theologisches Interesse zugrunde liegt, ist hier von Vorteil, denn wie man sehen wird, sind Kirche und Religion beiden nicht fremd.

Victor von Scheffel lebte in der Epoche des spätromantischen Biedermeier. Diese Zeit zwischen dem Wiener Kongress 1815 und der bürgerlichen Revolution 1848 gilt als Zeit des Rückzugs ins bürgerliche Idyll einer unpolitischen Privatheit, ins Biedere eben. Nur ein Schelm zieht hier voreilige Parallelen zum Altmeister einer systemtheoretischen Beobachtung von Gesellschaft. Voreilig wäre vor allem der Kurzschluss, Luhmanns Werk wäre ebenso brav und bürgerlich, wie es das Biedermeier gewesen sein soll. Immer wieder kann man lesen, dass Luhmann ein steriler Buchhalter des

Sozialen war, der das echte Leben in die groben Kisten wohl geordneter Funktionssysteme verpackt hätte.

Dass nun sowohl in Scheffels Lied als auch in Luhmanns Systemtheorie jeweils subversive Anteile gegenüber ihrer stereotypen Einordnung lagern, das lässt sich entdecken, wenn man mit beiden in den (Wein)Keller geht und so lange Scheffel mit Luhmann zu sich nimmt, dass man tatsächlich zwischen beiden schwankt – systemtheoretisch gesprochen natürlich: oszilliert. Eine erlesene Cuvée steht hier in Aussicht, denn auf das Stoßgebet des Scholaren im Frankenlied „Herr, gib uns zu trinken“ muss man mit dem doppeldeutigen Diktum Luhmanns erwidern: „Guter Geist ist trocken“.

„Wer lange sitzt, muss rosten“ hatte Victor von Scheffel gedichtet und sich sogleich als erfahrungsdurstiger Student, als fahrender Scholar, ins Frankenland aufgemacht. Im Gottesgarten, zwischen Vierzehnheiligen und Kloster Banz, hätte er Luhmann leider nicht nur zeitlich, sondern auch örtlich wohl nur schwer treffen können, denn der Professor blieb sein ganzes akademisches Arbeitsleben in Bielefeld tätig, Wohnsitz Oerlinghausen. Dort saß er also eingerahmt von Büchern und seinem Zettelkasten. Doch entgegen der besagten Liedzeile ist Luhmann zwar viel gesessen, aber er ist nie eingerostet. Stattdessen antwortete er auf die Frage eines Journalisten, was er denn mache, wenn er nicht an seinem neuen Buch schreibe: „Dann schreibe ich an einem anderen Buch!“ So entgehen Luhmann zwar des Maines Fluten ebenso wie die Jagd und das schwer geratene Korn, aber es entstehen dafür Abhandlungen über die Liebe, die Erziehung, die Politik, die Wissenschaft und natürlich über die Religion.

Bei Letzterer kommen Luhmann und Scheffel wieder zusammen. In der dritten Strophe heißt es: „Wallfahrer ziehen

durch das Tal mit fliegenden Standarten.“ Das christlich codierte Religionssystem zeigt sich im Frankenland also in seiner symbolhaltigsten Präsenz. Doch dann geht es weiter: „Wie gerne wär' ich mitgewallt, ihr Pfarr' wollt mich nicht haben! So muss ich seitwärts durch den Wald als rüdig Schäflein traben.“ Es ist nach Luhmann in der funktional differenzierten Gesellschaft offensichtlich, dass zwar alle Menschen in das Funktionssystem Religion integriert sind: Jeder Mensch glaubt etwas und teilt dies den anderen auch mehr oder weniger beredsam mit: Man glaubt an Gott, Jesus, die heilende Kraft der Steine oder an den nächsten Heimsieg des 1. FC Nürnberg. Die Unterscheidung von Inklusion und Exklusion, so Luhmanns Analyse und Scheffels Liedtext übereinstimmend, schlägt auch auf dem Feld der Religion erst mit der Ebene der Organisationen und ihres professionellen Personals richtig zu. Genau das muss der fahrende Scholar bitterlich erfahren. Der Pfarrer als Entscheidungsträger seiner organisierten Kirche verweigert die Teilhabe an der Wallfahrt und der Scholar erfährt sich als rüdiges Schäflein auf der Exklusionsseite des katholischen Sozial- und Symbolsystems. Individualisierte Pilgerformen der Gegenwart, wie die Sinnsuche auf dem Jakobsweg, scheinen von Scheffel damals nicht bekannt oder attraktiv genug gewesen zu sein und so schlägt er sich zunächst „seitwärts durch den Wald“. Aus diesem nun keineswegs mehr biederen Stoff sind die Formen jeder kirchlichen Protestbewegung gemacht, von Franziskus über Luther bis zur Wir-sind-Kirche-Bewegung. Und möglicherweise sind die Praktiken des Scholaren hier sogar zeitgenössischer als die genannten Beispiele. Denn im Gegensatz zu Franziskus oder Luther riskiert er keinen existenziellen Konflikt mit Pfarrer und Kirche, sondern er sucht einfach anderswo sein Heil.

Die Erfahrung, als rüdig Schäflein seitwärts zu traben, ist übrigens auch Niklas Luhmann nicht fremd. Man denke nur daran, dass er 1969 parallel zu Adornos und Marcuses Protestromantik ein Theorie-Seminar über „Liebe als Passion“ abgehalten hatte. Mehr seitwärts konnte man damals nicht „valeri, valera, valeri, valera, als rüdig Schäflein traben“. Vielleicht war er im Nachhinein einer der wenigen, die den Satz „Das Private ist politisch“ nicht nur als Luststeigerung, sondern auch als Erkenntnisprogramm ernst gemeint haben. Hat er doch gezeigt, wie auch unsere geheimsten Passionen nicht uns allein gehören, sondern ganz subtil von gesellschaftlichen Strukturen geformt sind.

In der vierten Strophe steigt der Scholar dann hinauf zum Staffelberg. Dort sieht er hinab in das Maintal. Beim Blick auf „die breite stromdurchglänzte Au“ überwältigt ihn die Aussicht: „Ich wollt', mir wüchsen Flügel“. Victor von Scheffel beschreibt letztlich, wie man beim Wandern und Umherschweifen immer neue Blicke auf die Welt und ihre Menschen entdecken kann. Was er durch seine romantisch-pathetische Dichtung literarisch abzubilden versucht, das versucht Luhmann auf eine andere Art und Weise zu beschreiben. Auch ihm geht es um neue Blicke auf die Welt und unsere menschliche Existenz. Allerdings bietet sich dem soziologischen Beobachter kein authentisch-direkter Blick auf die von Berg und Hügel umrahmte Landschaft, dafür ist die Perspektive zu abgehoben. In seinem ersten Hauptwerk („Soziale Systeme“, 1984) vergleicht Luhmann seine theoretische Perspektive tatsächlich mit einem Flug über den Wolken. Das Problem sei, dass die Wolkendecke geschlossen ist und man die echte Landschaft eben gerade nicht sehen kann. Es bleibe nichts anderes übrig, als sich auf die Instrumente zu verlassen, also auf die eigenen Begriffe und Theorien.

Schon nach ein paar Schlucken „Scheffel mit Luhmann“ kann einem also ganz schön schwindlig werden. Und doch scheint der Kontrast zwischen dem lebensfroh romantischen Scholaren und dem notgedrungen distanzierter Beobachter Luhmann für einen theologisch interessierten Leser zumindest in einer Hinsicht bemerkenswert. Ist nämlich dieses Hin und Her zwischen einem euphorisch klaren Blick auf die Dinge und der Erfahrung ihrer wolkenverhangenen Unkenntlichkeit, ist das nicht eine genaue Beschreibung unserer Existenz, unserer Existenz vor Gott?

In der Bibel findet sich dieser Kontrast an einer unvermuteten Stelle. Im Buch Exodus wird davon berichtet, wie Mose auf dem Berg Sinai von Gott die Zehn Gebote offenbart werden. An einer Stelle heißt es sogar: „Der Herr und Moses redeten miteinander Auge in Auge, wie Menschen miteinander reden“ (Ex 33,11). Sechs Verse weiter unten bittet Mose dann: „Lass mich doch deine Herrlichkeit sehen.“ Und Gott antwortet: „Du kannst mein Angesicht nicht sehen; denn kein Mensch kann mich sehen und am Leben bleiben. Dann sprach der Herr: Hier, diese Stelle da! Stell dich an diesen Felsen! Wenn meine Herrlichkeit vorüberzieht, stelle ich dich in den Felsspalt und halte meine Hand über dich, bis ich vorüber bin. Dann ziehe ich meine Hand zurück, und du wirst meinen Rücken sehen. Mein Angesicht aber kann niemand sehen“ (Ex 33,21–23). Offenbarung und Entzogenheit relativieren sich biblisch gegenseitig. Gute Theologie hält diese Spannung zwischen einer im Hier und Jetzt erlebbaren Religiosität und einem Glauben, der Gott als unser letztes Geheimnis immer mehr sein lässt und ihm immer mehr zutraut, als wir in unseren Gefilden je von ihm erfahren und wissen können.